

Das griechische Wort *leiturgia* diente zwar schon in der LXX gelegentlich zur Wiedergabe des hebr. *awod*, etwa 4. Mos. 8, 22 und 16, 9, wurde aber in dem spezifischen Sinne von fester Gottesdienstordnung im jüdischen Bereich erst im späten 19. Jahrhundert angewandt. Hinsichtlich des Bedeutungsumfangs bestehen hier zwischen den verschiedenen christlichen Bereichen einerseits, zwischen dem christlichen und dem jüdischen Bereich andererseits erhebliche Unterschiede, wie man an dem Thema „Schöpfungswirklichkeit“ zeigen kann.

Das Abstraktum *creatio* kommt in der Vulgata im AT sowie im Missale nicht, im NT nur Hebr. 9, 11 in Wiedergabe des griech. *ktisis*, das sonst mit *creatura* übersetzt wurde, vor. Das hebr. Substantiv *beriah* kommt in der Bibel nur im Plural, für die Vielfalt der Geschöpfe vor. Das deutsche Wort „Schöpfung“ läßt sich vom 14. Jahrhundert an nachweisen; das Abstraktum wurde erst notwendig, als die Selbstverständlichkeit schwand. Heute allerdings muß man von dieser Bestimmung ausgehen, besonders in Abgrenzung gegen die inflatorische Verwendung des Begriffs. Wahrigs *Fremdwörterlexikon* 1974 führt für „Kreation“ noch vorzugsweise „künstlerische Gestaltung“ und „Modeschöpfung“ auf, zwei Anwendungen, die charakteristisch sind für einen dem Judentum besonders fremden bürgerlichen Geistes- und Gesellschaftsaristokratismus, der mit der populären, ebenfalls dem Judentum fremden Nebenbedeutung von „Kreatur“ für einen verachtungswürdigen Menschen, ein willenloses Werkzeug, in enger Wechselwirkung steht. Der heutige hypertrophe Gebrauch des Wortes „kreativ“, vor allem im Bereich der Bildung, aber auch von Industrie und Wirtschaft, beruht auf einem Schwund des Bewußtseins dafür, was „Schöpfung“ eigentlich meint, vergleichbar dem hypertrophen Gebrauch von „ewig“ für „zeitlich unbegrenzt“. Wie wenig dies bewußt ist, zeigt etwa der Versuch, nach einer der deutschen Sprache eigenen, seitdem man an das Ende des Lateins angekommen ist, verbreiteten Unsitte, einen Gegensatz zu konstruieren zwischen dem deutschen Wort und dem Fremdwort: „Schöpferisch“ will man auf Wissenschaftler und Künstler anwenden. „Demgegenüber“, so heißt es, „begeben wir uns mit dem unbelasteten Begriff „Kreativität“ in den Alltag unseres Lebens“. ² Solcher Aufspaltung der Schöpfungswirklichkeit widerspricht das Judentum entschieden.

Das Wort „Wirklichkeit“ und selbst „wirklich“ kommt in der Bibel und in der Liturgie nicht vor. Heute über „Wirklichkeit“ oder „Realität“ Schreibende sind sich selten der Tatsache bewußt, daß diese beiden Wörter sprachlich radikal verschieden sind. Indem „Wirklichkeit“ dynamisch ist, leitet es an zu subjektiver Interpretation; Wirklichkeit für mich (im Gegensatz zu Wirklichkeit an sich) ist aber etwas ganz anderes, als wenn es in Jes. 32, 17 heißt, Friede sei „die Schöpfung“ (*ma'asah*) der Gerechtigkeit. Dem deutschen Sprachbereich verpflichtet gebliebene Juden wie Martin Buber und Scholem Ben-Chorin gehen gern von der dem Deutschen eigenen Ableitung von „wirken“ aus, in Analogie zu unseren Theologen, die die Transsubstantiationslehre durch eine Transsignifikationslehre ersetzen möchten. Einige dieser jüdischen Autoren meinen sogar,

¹ Beitrag zur Tagung der Förderer und Freunde des Abt-Herwegen-Instituts „Liturgie und Schöpfungswirklichkeit. Um Segnungen und Weihen heute“, Abtei Maria Laach 18. und 19. Juni 1977.

² Prof. Reinhard Höhn in Blick durch die Wirtschaft 22. 3. 1977.

es charakterisiere den jüdischen Bereich, daß er auf so verstandene Wirklichkeit ausgerichtet sei, der ihm gegenübergestellte griechische hingegen auf Wahrheit – nur leider führt ein neuhebräisches Wörterbuch als erste Übersetzung von *reality* auf *emet*, also eben das Wort für Wahrheit. Ich glaube, man kann an unserem Thema zeigen, daß die Liturgie dem objektiven Wirklichkeitsbegriff verpflichtet ist.

Soweit ich sehe, gibt es keine Monographie über die Wörter im Sinnbezirk Schöpfung in den verschiedenen – auch nur im Bereich der biblischen Religionen verwandten – Hauptsprachen. Nach dem Deutschen Wörterbuch ist dieses Wort von Grund auf „rätselhaft“. Es ist die Frage, ob die Bedeutungen *create* und *haurire*, die wir jetzt als „schaffen“ und „schöpfen“ unterscheiden, ursprünglich zwei verschiedene Wörter oder nur Weiterentwicklungen desselben Grundwortes sind. Meist nimmt man an, *create* sei die Grundbedeutung, und erklärt dann *haurire* als „Herbeischaffen des Notwendigsten“, des Wassers – eine der Liturgie in Judentum und Christentum gemeinsame Vorstellung. Einige Sprachforscher dagegen gehen von *haurire* aus, aber diese Bedeutung ist dem deutschen Sprachbereich eigen. (Man bedenke nur, daß das hierher gehörende englische *shape* gerade nicht auf den flüssigen sondern den festen Aggregatzustand bezogen ist.) Im Deutschen kommt hinzu die Unterscheidung zwischen dem starken und dem schwachen Verb „schaffen“. Die Menschheit, so würde man journalistisch sagen, spaltet sich auf in solche, die am Ende ihres Lebens sagen können, sie hätten etwas geschaffen, und solche, die sich damit begnügen müssen zu hoffen, sie hätten etwas geschafft.

Das Wort *create* kommt von einem idg. Stamm *kr*, der „machen“ oder auch „wachsen (lassen)“ bedeutet; das Credo nennt Gott *factor coeli et terrae*, vielleicht eine Erinnerung daran, daß im Hebräischen nicht nur das aus dem Anfang der Bibel bekannte *barah*, sondern auch das häufig synonym gebrauchte *asah* „machen“ bedeutet. *Barah* hat die spezifischere Bedeutung von „bauen“, die man mit der Grundbedeutung des griechischen Wortes *ktisis* (von dem indogermanischen Stamm *kti* = „gründen“) in Verbindung bringen kann. In *De Civitate* 11, 10 betrachtete Augustin das Verhältnis der Wörter *create*, *condere* und *gignere*. *Asah* hat die spezifische Bedeutung von „durch Arbeit hervorbringen“. Das dritte hebr. Verb, das in diesem Sinnbezirk verwandt wird, *jazar* heißt auch „töpfen“, man denke an den von Jeremias und Paulus gebrauchten Vergleich zwischen Töpfer und Schöpfer (der Bezug auf die Zerbrechlichkeit des Geschöpfes ist sekundär). Das russische *twoit* bezeichnet sowohl Schöpfung wie das Anmachen von Teig. Gerade die Vielfalt der hebr. Verben zeigt, daß ein spezifisches und adäquates Wort fehlt: Es handelt sich wahrhaft naturgemäß um dem menschlichen Bereich entnommene Verlegenheitsausdrücke. Es wird etwas Unbeschreibliches, ja Unaussprechliches gemeint, was wir nicht wahrnehmen können, sondern, was sich nur dem Glauben erschließt. Andererseits kommt zum Ausdruck, daß Glauben nicht bloßes Fürwahrhalten ist, sondern Offenbarwerden einer Tatsache, deren Tatsächlichkeit alles Wahrnehmen übersteigt. Die Verlegenheit ist Ausdruck des Wunders darüber, daß es überhaupt etwas gibt; dieser deutsche Ausdruck für elementarstes Sein drückt ja, nach der schönen Untersuchung von Jacob Grimm, ein Bewußtsein dafür aus, daß das Fundamentale gegeben wird, während unser Tun und Machen allenfalls hervor-bringen,

herbei-führen, her-stellen kann, wobei der Wortteil her zeigt, daß der Mensch bestenfalls Werkzeug, Förderer ist. Es kommt nicht so sehr darauf an, wissen zu wollen, wie Schöpfung möglich ist und was sie eigentlich ist, wie in den Spekulationen über das Abstraktum, als darauf, das Gegebene als solches anzunehmen, was die Dankbarkeit einschließt, die heute den beiden extrem einander gegenüberstehenden Einstellungen zu der Schöpfungswirklichkeit – Verfügen und Verachten – entschieden fehlt.

Die drei hebr. Verben für Schöpfung ließen sich am ehesten auf das deutsche „werken“ reduzieren, umfaßt das meist mit „Werk“ wiedergegebene hebr. *ma'asäh* doch die Plackerei auf dem Feld, in Wirtschaft und Geschäft, darüber hinaus jede Tat und Handlung, insbesondere die Arbeit des Handwerkers und Künstlers (auch ein Gedicht, Ps. 45, 2), sowie Feldfrüchte und andererseits das Wirken Gottes, vor allem seine Taten für sein Volk und seine Strangerichte.

Schöpfung wird nicht als Emanation verstanden sondern als actus, der Begriff Schöpfungswirklichkeit ist insofern ein Pleonasmus. Das Deutsche Wörterbuch führte 1899 47 Wortzusammensetzungen mit „Schöpfung“ – von -akt bis -wort – auf; das Wort „Schöpfungswirklichkeit“ fehlt; es ist sehr spät. Unsere heutige Philosophie und Belletristik ist beherrscht von dem Gegensatz zwischen Wirklichkeit an sich und Wirklichkeit für mich. In der Tat erleben wir es täglich an uns, daß uns die größten Dinge unberührt lassen, viele Gebildete etwa die Mondlandung, während uns an Unscheinbarem Wirklichkeit aufgeht, wie James Joyce an der Uhr des Ballast Office in Dublin – der Ursprung des heutigen Modewortes Epiphanie. Die Frage ist, ob wir durch diese Inkongruenz beschämt sind oder sie als Zeichen unserer Kreativität feiern. Die jüdische Liturgie stellt uns die Schöpfungswirklichkeit schlechthin als Maßstab der Wirklichkeit vor, die automatisch wirkt, die Anspruch darauf hat zu wirken. Die 13 Glaubensartikel der Juden sind bezüglich des Schöpfers expliziter als unsere Glaubensbekenntnisse. Die ersten 5 Artikel lauten:

Ich bin vollkommen überzeugt,
daß der Schöpfer alle Geschöpfe erschafft und führt, daß er allein alle Werke vollbracht hat, vollbringt und vollbringen wird,
daß er einzig ist und daß es in keiner Beziehung eine Einheit gibt gleich ihm,
daß er kein Körper ist, daß auf ihn die Eigenschaften eines Körpers nicht anzuwenden sind, daß es nichts gibt, was ihm zu vergleichen ist,
daß er allein vor allem war und nach allem sein wird und daß ihm allein Anbetung gebührt.

Hier sind Umfang, Wesen und Ursprung der Schöpfung umrissen. Die Wörter *creare*, *creator* und *creatura* kommen in unserer Liturgie seltener vor als in der jüdischen, vor allem weniger gleichmäßig in allen möglichen Details (*creator* z. B. in liturgischen Eigentexten nur in zwei, ebenso *conditor*, wozu allerdings in jüngster Zeit die Oratio für den 1. Mai kam). Die jüdische Liturgie spricht von der Schöpfungswirklichkeit in entschiedenster Konkretheit. Der Lobpreis Gottes im Morgengebet als des „Herrn des Alls, des Schöpfers des Anbeginns, der uns nicht erschaffen hat gleich den Völkern der Länder und uns nicht gleichgemacht den Familien der Erde, unseren Anteil nicht gleichgemacht dem ihren und unser Los nicht gleich dem all ihrer Menge“ ist in erster Linie Anerkennung

der Einzigartigkeit des jeweiligen Schicksals und meint die Differenziertheit der Schöpfungswirklichkeit. Das jüdische Gebetbuch (mit deutscher Übersetzung heute nur *Sidur Sefat Emet*, Basel 1956) erwähnt an speziellen Schöpfungsakten den Anfang, den Himmel, Himmel und Erde, Licht und Finsternis, die Geschöpfe, uns, uns zu Gottes Ehre, die heiligen Wesen, das All, die Völker, die Geschöpfe, die Welt, die Welt nach seinem Willen, aber auch das Weltmeer, ferner Früchte, wohlriechende Bäume, Gewürze und wohlriechendes Öl, u.a.m. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß es dem hier ausgesprochenen Bewußtsein der Schöpfungswirklichkeit zuzuschreiben ist, wenn das *Rituale Romanum* von der *creatura ceresivae, laridi, casei vel butyri*, in der Segnung des Geflügels sogar von verschiedenen Arten von *creaturae* sprach und das Wort *creatio* in den Segnungen für Tiere verwandte – selbstverständlich ein historisch determinierter Vertikalschnitt durch die Schöpfungswirklichkeit.

Während aber unsere Segnungen durchweg auf den Gebrauch durch den Menschen Bezug nehmen, also tatsächlich „Wirklichkeit“ von „wirken“ abzuleiten scheinen, preisen die entsprechenden berakoth Gott einfach für seine Werke. Der berakah: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du die Frucht der Erde erschaffen hast“ steht gegenüber unser neues Gebet: „Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“, und entsprechend bei berakah und Offertoriumsgebet über den Wein. Entgegen Martin Bubers Ansicht, das Judentum zeichne sich durch einen auf die Ich-Du-Beziehung aufgebauten Wirklichkeitsbegriff aus, ist die jüdische Liturgie ausgezeichnet durch eine geradezu lapidare Anerkennung der Es-Wirklichkeit. Am deutlichsten ist dies in den berakoth angesichts des Weltmeers, hoher Gebirge oder großer Wüsten, des Regenbogens, blühender Bäume, vorzüglicher Gewächse, ja eines Riesen oder eines Zwerges. Hier besteht nicht die für uns scheinbar unentrinnbare Trennung von innerer und äußerer Wirklichkeit. Selbst in der berakah „bei Donner, Erdbeben und Sturm“ wird im Unterschied zu unseren entsprechenden Segnungen und Gebeten kein Bezug auf den Menschen genommen, sondern allein Gott gepriesen, „dessen Kraft und Allmacht die Welt erfüllt“. Eine beliebte Inschrift in Synagogen ist die berakah für Regen, aber selbst hier fehlt der ausdrückliche Bezug auf den Menschen.

Diejenigen, die – etwa wie Hans Küng – die Hellenisierung als Irrweg betrachten, würdigen gerade diesen Aspekt des jüdischen Wirklichkeitsbewußtseins nicht, sondern betonen ein aktivistisch-existentialistisches, wie es sich in dem Zusatz „und der menschlichen Arbeit“ ausspricht. Nach 2. Mos. 20, 25 soll der Altar aus Steinen bestehen, aber nicht aus behauenen, „denn wenn du den Stein mit Eisen behaust, entweißt du ihn“ – man denke auch an das uns heute wieder verständliche Verbot des unnötigen Fällens von Bäumen (5. Mos. 20, 19). Angesichts der engen Verwebung in der Liturgie darf man solche Toratexte ohne weiteres in eine Betrachtung wie die unsere einbeziehen. Die vorgängige Anerkennung der Schöpfungswirklichkeit und (als solcher) ihrer Würde bewahrt andererseits davor, von „Sachzwängen“ reden zu müssen. Diese Anerkennung ist die Grundlage für die uns anvertraute rechte Benützung der Schöpfungswirklichkeit.

Der jüdische Begriff der Schöpfungswirklichkeit ist heute in ernsten der Kirche Entfremdeten höchst lebendig. Eltern bilden sich nicht ein, Kinder „zu machen“, und Techniker erfahren tagtäglich ihre Abhängigkeit von Vorgegebenheiten, etwa bei der Wahl geeigneter Werkstoffe. Wir können Atome spalten und die darin beschlossenen Kräfte ausnützen aber nie auch nur *ein* Atom schaffen. Ich sage dies an dieser Stelle, nachdem der Amsterdamer Rabbiner Soetendorp schon 1958 geschrieben hat, die Bedeutung des Verbotes, das Böcklein in der Milch des Muttertiers zu kochen (2. Mos. 23, 19 und 34, 26) habe heute „mehr zu tun mit dem verkehrten Gebrauch der Atomenergie und alles dessen, wozu der Mensch durch die von Gott geführte Entwicklung befähigt wird, als mit dem Verbot des gleichzeitigen Gebrauchs von Fleisch und Milch“.³ Das tiefe Bewußtsein für die Gegebenheit ruft in unverbildeten Menschen automatisch Ehrfurcht hervor, die, auch wenn sie sich nicht religiös spezifiziert, zu den Grundlagen aller Religiosität gehört. Die jüdische Liturgie ist in dieser Hinsicht eminent modern, wenn man nur durch die historischen Einzelheiten durchstößt zu dem eigentlich Gemeinten. Der katholischen Liturgie war dieses Wirklichkeitsbewußtsein nicht fremd. Bei der Segnung der Osterkerze gedachte sie der *apis mater* (Schott und Bomm: „der fruchtbaren Biene“) weit eher als der auf die Kerzenherstellung verwandten menschlichen Arbeit. Der Ackermann und der Weinbauer weiß, wie wenig seine Tätigkeit gegenüber den Naturgegebenheiten zählt. Charakteristischerweise kommt dieses Bewußtsein in einer der ältesten römischen Segnungen eines technischen Gegenstandes im modernen Sinne des Wortes zum Ausdruck: In der Segnung des Telegraphen, die, soweit ich weiß vor 1872 in das Rituale gelangte, hieß es: „O Gott, du wandelst auf den Flügeln des Windes und du allein bist es, der Wunder wirkt: Du läßt durch die Kraft, die diesem Metall innewohnt, schneller als der Blitz entfernte Dinge hierher und gegenwärtige von hier nach anderen Richtungen gelangen“. Es ist nur einem durchaus verehrungswürdigen Archaismus der jüdischen Liturgie zuzuschreiben, daß sie nicht ähnliche berakoth entwickelt hat; dem Geiste nach stehen unsere Segnungen technischer Gegenstände durchaus in der Tradition der berakoth.

Die Breite und Sachlichkeit des Bezugs auf die Schöpfungswirklichkeit in der jüdischen Liturgie beruht darauf, daß in ihr Handlungen und Gegenständen mindestens die Bedeutung zukommt wie Texten. Es ist eindeutig ein Mißverständnis der Liturgiereform, wenn heute im katholischen Bereich Handlungen – durch schon rein zeitliche übermäßige Ausdehnung des Wortgottesdienstes – und Gegenstände – im rasanten Schwund der auf sie bezüglichen Segnungen – abgewertet werden. Junge Christen, die etwa unter dem Sühnezeichen heute in Israel helfen, können dort in Kibuzim Schulen kennen lernen, in denen landwirtschaftliche Probleme im Einklang mit den Vorschriften der Halacha studiert werden, etwa das Weiden der Nutztiere auf dem Feld am Schabbat, deren Rückführung in die Stallungen, das Melken, das Schmitjahr und anderes mehr.

Entscheidende Funktionen der jüdischen Liturgie spielen sich statt in der Synagoge im Heim ab und werden daher vorwiegend von Laien durchgeführt, insbesondere Schabbatabend und Seder. Dabei spielt immer das Leibliche neben

³ Symboliek der Joodsche Religie (Zeist 1958) 70.

dem Geistigen eine Rolle. Die selbstverständlich im Heim gesprochenen Gebete am Morgen und Abend stehen im jüdischen Gebetbuch nicht in einem paraliturgischen Anhang sondern am Anfang. Sie sind nicht nur textlich sondern auch handlungsmäßig geordnet. So beginnt das Gebetbuch mit folgenden Worten:

„Des Morgens nach dem Aufstehen hat man sogleich die Hände und das Gesicht zu waschen. Man nimmt ein Gefäß mit Wasser, gießt daraus zuerst über die rechte, dann über die linke Hand und wiederholt dies dreimal. Alsdann wäscht man das Gesicht; vor dem Waschen muß man die Ringe von den Fingern ziehen. Während des Abtrocknens der Hände spricht man die entsprechende berakah“.

Unser Gebetlein: „Herr, wasche ab meine Schuld, von meinen Sünden mache mich rein“ in der heutigen Meßliturgie ist als Vers 4 von Psalm 51 ein kümmerlicher Rest von derartigen, den meisten Heutigen als überlebter Ritualismus Erscheinendem. Liest man in dem jüdischen Gebetbuch weiter:

„Wenn die Nacht durchwacht wurde, so hat man des Morgens die Hände zu waschen, ohne die berakah zu sprechen. Wer vor Tagesanbruch aufgestanden ist und sich gewaschen hat, hat bei Tagesanbruch sich nochmals die Hände zu waschen, ohne die berakah zu sprechen“,

so liegt es gar nahe, von erdrückendem Legalismus zu sprechen. Ich lasse außer Betracht, daß hier deutlich die Handlung als unabdingbarer vorgestellt wird als das Sprechen. Entscheidend ist, daß höchst existentielle Situationen ins Auge gefaßt werden, die uns z. B. dann bewußt werden können, wenn wir nachts einmal das Radio anstellen und hören, wie da für Arbeitende gesorgt wird.

Die Vorschriften für die erste Handlung bei Tagesanbruch sind nur der Anfang einer bekanntlich in die hunderte gehenden Zahl von Geboten, durch die der Tageslauf des frommen Juden ständiger Gottesdienst ist. Wir rühmen uns unserer Befreiung vom Gesetz, aber was ist denn an die Stelle getreten, etwa die Freiheit der Kinder Gottes? Das Angelusgeläute am Morgen, Mittag und Abend erinnert nur noch eine verschwindende Anzahl von Gläubigen daran, was eigentlich gemeint ist. Gerade in den Wenn-Vorschriften zeigt sich die Intimität des Eingehens auf die Schöpfungswirklichkeit, zu der der Wechsel von Tag und Nacht, von Schlaf und Erwachen ebenso gehört wie die heute aus Angst vor uns Bedrohendem neuerstehende Bewußtheit der Urfunktion des Wassers als Reinigungsmittel und als Trank.

Das äußerlich deutlichste Unterscheidungsmerkmal von Juden ist wohl die Beachtung der mosaïschen Speisegebote und des daraus Abgeleiteten. Es sei daran erinnert, daß die Unterscheidung von rein und unrein in unserer Segnung des Geflügelfleisches erwähnt wurde. Auslegung und Praktizierung dieser Gebote ist vielen Juden problematisch geworden. Es gilt, die Grundidee zu verstehen. Vor 30 Jahren setzte sich in Irland noch kaum ein Katholik an den gedeckten Tisch – auch nicht in der Öffentlichkeit –, ohne wenigstens das Kreuzeszeichen zu machen. Speise und Trank rufen nicht nur zu Dank auf, sondern sind in ihrer Es-Wirklichkeit ernst zu nehmen. Das müssen heute viele aus weitergeholten Quellen neu lernen, weil ihnen die naheliegenden – sie brauchten in ihrer Familiengeschichte nur ein paar Generationen zurückzugehen – verschüttet worden sind. Versteht man unter Liturgie nicht, wie es heute weithin ge-

schiebt, eine sinnige Textzusammenstellung für eine religiöse Feier, so fallen auch die jüdischen Speisegebote darunter, die ja nicht nur im Heim beobachtet werden, sondern z. B. auch von internationalen Luftfahrtgesellschaften. Die Ergänzung der Unterscheidung bei Speise und Trank nach dem, was einem schmeckt oder gesundheitsfördernd ist, durch die Unterscheidung nach dem, was im tiefsten Sinne des Wortes anständig ist, gibt diesem Bereich eine Würde, die bewahrt vor dem uns nur zu wohl bewußten Mißbrauch. Es ist uns gründlich vergangen, solches Ernstnehmen der Schöpfungsordnung als archetypisch, uns nur allenfalls intellektuell interessierend, oder als Ausdruck einer antiquierten Konzeption von Naturgesetz abzutun. Unsere Umweltschützer können eine Menge aus der Tradition des Judentums lernen.

Die tiefere Bedeutung der Speisegebote wird deutlicher, wenn wir sie in Zusammenhang mit den Geboten über die Trennung der Arten – das Verbot von Kleidungsstücken aus verschiedenen Materialien, des Bepflanzens desselben Beetes mit verschiedenen Pflanzen (Lev. 19, 19; Dt. 22, 9) – über die periodische Ackerruhe oder über die Entfremdung von Kultgegenständen sehen. Auch hier kommt es für uns selbstverständlich nicht auf die historisch gewachsenen Details an, sondern auf die grundsätzliche Anerkennung, daß nicht aus praktischen, etwa hygienischen Gründen, wie Liberale gern unterstellen, sondern mit Rücksicht auf die Es-Wirklichkeit der Schöpfung Rechnung zu tragen ist. Die heute durch universale Verfügbarkeit ersetzte Kunsttheorie, die auf dem Begriff der Materialgerechtigkeit aufgebaut war, war noch eine Erinnerung an diesen in der jüdischen Liturgie lebendigen Aspekt. Die römische und die ostkirchliche Liturgie enthalten zahlreiche Spuren dieses Wirklichkeitsbewußtseins, etwa in der Vorschrift bestimmter Materialien für spezifische Zwecke. Brot kann nicht ohne weiteres durch Reis, Wein durch irgendeinen Saft, das Edelmetall durch Plastik ersetzt werden, und zwar aus elementarerer Gründen als denen der Tradition oder des Dogmas.

Im Morgengebet preist der jüdische Mann Gott dafür, daß er ihn nicht als Weib erschaffen hat, die jüdische Frau hingegen dankt Gott, daß er sie nach seinem Willen erschaffen hat. Ich sehe hier zwei verschiedene Einstellungen zur Schöpfungsordnung, die man elitär und egalitär nennen könnte. Die Verbindung mit dem Lobpreis dafür, daß Gott „mich nicht als Heiden, nicht als Sklaven erschaffen hat“ stellt diese Lobpreisungen in die breite biblische Tradition der Zusagen Gottes an Israel. Über alle Kritik an dem elitären Bewußtsein gilt es zu dem Verständnis dafür zu gelangen, daß die Differenziertheit der Schöpfung eine Stufenordnung in sich schließt. Die Tatsache, daß die historischen Konkretisierungen dieser Stufenordnung nahezu unweigerlich Perversionen zeitigen – die auf Grund von vermeintlicher geschlechtlicher, völkischer oder gesellschaftlicher Superiorität sind uns allen bewußt –, führt uns zu einem entscheidenden Unterschied zwischen der jüdischen und der christlichen Konzeption der Schöpfungswirklichkeit: Im christlichen Bereich tritt der Schöpfung die Erlösung als mindestens äquivalent zur Seite, etwa in dem alten Weihnachtsgebet, das auch in der Segnung einer Medizin anklingt: „Du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar erschaffen [so übersetzte Schott *condidisti*] und noch wunderbarer erneuert“ oder in den Bezugnahmen auf die *nova renata* oder *renovata creatura* in der Liturgie der Osterzeit. Das Verhältnis des Juden zur

Schöpfungswirklichkeit ist ungebrochener, wenn man will: einfältiger als das des Christen. Ausgehend von der Vorstellung, daß Kritik vor allem negativ sein muß, meinen heute viele, nur das Herausstellen von Verirrungen könne zu Besserung aufrufen, obgleich doch jeder Pädagoge oder auch Betriebsführer weiß, daß Anerkennung mehr zuwege bringt als Tadel. Darstellungen der „Gnadenlosigkeit“ der Schöpfungswirklichkeit sind weniger an sich falsch, als durch ihre Perspektive verfehlt. Die jüdische Konzeption der Schöpfungswirklichkeit birgt heute kaum die Gefahr eines naiven und unwachsamen Optimismus, gar einer Geringschätzung der Erlösungsbedürftigkeit in sich, sondern ist lebensnotwendiges Korrelat des uns aus dem Erschrecken über das Ausmaß des Unrechts in der Welt und aus der Angst vor der Endkatastrophe aufgegebenen Starrrens auf die negativen Aspekte, die sich aus den Aufrufen: „Macht euch die Erde untertan“ und: „Seid fruchtbar und mehret euch“ ergeben haben. Diese Konzeption der Schöpfungswirklichkeit ist aber zugleich ein Gegengewicht gegen die Anmaßung des Begriffs „schöpferisch“ für menschliches Tun, gar „Selbstverwirklichung“, und gegen den alles Historische übersteigenden Anthropozentrismus in der Geringschätzung der Es-Wirklichkeit.

Die Ritualgebote lassen sich reduzieren auf die Anerkennung der jeweiligen Stelle jedes Geschöpflichen, von dem, wie wir gesehen haben, immer in konkreter Spezifizierung gesprochen wird. Mindestens eins der hebräischen Verben für Schöpfung, *hasab*, heißt auch „in Ordnung bringen“, wie ja der „Anfang“, von dem die jüdische Liturgie in ihrer Aufzählung der Schöpfungsakte spricht, war, daß in das Tohuwabohu Ordnung gebracht wurde. Das Wort „Ordnung“ ist heute in Verruf, weil Ordnung nicht mehr als gewährt sondern als aufgezwungen erfahren wurde. Auch hier scheint mir das Wirklichkeitsbewußtsein unter der Kirche ja der Religion Entfremdeten oft deutlicher als das unter kirchlichen und religiösen Menschen verbreitete das durch die jüdische Liturgie vorgestellte zu bewahren. Die Materialkunde, durch die jeder in einen technischen Bereich Eintretende gehen muß, ist eine Elementarform der Besinnung darauf, wofür eigentlich jedes Ding da ist, was die Besinnung darauf einschließt, wozu ich da bin und wir Menschen da sind. Das Bewußtsein für Schöpfung und mithin Geschöpflichkeit schließt ein, daß ich nach dem Willen dessen, der mich geschaffen hat, durch dieses Leben gehen und es eines Tages in seine Hand zurückgeben muß, ihm also Rechenschaft schuldig bin, wobei meine Achtung der Mitgeschöpfe, Menschen wie Dingen, entscheidend ist.

Hierbei ist das Verständnis der in der Schöpfungsordnung angelegten Stufenordnung entscheidend. Die Juden wehren sich mit Recht dagegen, daß ihrem Erwähltheitsbewußtsein Hochmut unterstellt wird, ja, es hat genug Situationen gegeben, in denen Juden diese ihre Erwähltheit als Last erschien. Ebenso wie die Aussonderung der Leviten (Lev. 18, 6) innerhalb Israels ist die Israels aus den Völkern nicht Belohnung, sondern Aufgabe. Ebenso ist ja der Auftrag an alle Menschen, sich die Erde untertan zu machen, Aufgabe nicht für das eigene Wohl sondern in Verantwortung für die Mitgeschöpfe. Die heute beschworene Solidarität hat ihren Grund in dem Bewußtsein, daß die Schöpfungswirklichkeit gerade in ihrer Gliederung und Abstufung eine Einheit ist. Kein Jude wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn der Christ in diesem Sinne Gott dafür dankt, daß er ihm den Glauben gegeben hat.

Was hier unter Wirklichkeit zu verstehen ist, wird besonders deutlich an der Beschneidung, die etwas betrifft, wo, wie Soetendorp⁴ sagt, der Mensch besonders deutlich am Schöpfungswerk mitwirken darf, es aber auch am erschreckendsten schänden kann. Es wird ihm ein unauslöschliches Siegel gegeben, damit er sich seiner Verantwortung als Mitwirkender Gottes bei der Schöpfung ständig bewußt bleibt. Unsere Idee, daß die Ehe die Verbindung des Herrn mit der Kirche symbolisiert ist, ist eine Spiritualisierung der jüdischen Idee, daß die Ehe die Verbindung Gottes mit seiner Schöpfung darstellt. Die Begründung des Judentums in der physischen Abstammung und Zeichnung kann uns von hier aus begreiflicher werden, schon weil sich der Herr ihr unterwarf. Dadurch, daß Sündenfall und Erlösung im Judentum nicht eine so große Rolle spielen wie im Christentum, ist das Bewußtsein der Absolutheit der Begründung in der Schöpfung eindeutiger. Am Neujahrstag (Rosch Haschannah) gedenken die Juden der ganzen Schöpfung (nur aus einem Kirchenliedlein des 19. Jahrhunderts [St. Gallen 1863] ist mir der Ausdruck „Die ganze Schöpfung jauchzt empor“ geläufig). Eine Erinnerung an diese Verbindung von Jahresanfang und Schöpfungsgedächtnis lebte in der frühmittelalterlichen Begehung des 25. März als Jahrestages der Schöpfung, der Opferung Isaaks, der Inkarnation und des Todes Christi. Daß das jüdische Gebetbuch mit der berakah bei Tagesanbruch beginnt, ist bedeutsam. Wir haben gesehen, daß in den Gebeten Gott vor allem auch als Schöpfer des Lichtes gepriesen wird. Eine der wichtigsten liturgischen Pflichten der Frau ist das Anzünden der Sabbatkerze unter Sprechen der zugehörigen berakah, damit die Weihe des Lichtes überhaupt, eine Auszeichnung, die alles ausgleicht, was uns im Judentum als Zurücksetzung der Frau erscheint. Weit über die bloße Zeitordnung hinaus wird hier die Grundlage der Schöpfungsordnung anerkannt, wie man aus dem herrlichen Abendgebet für Schabbat- und Feiertage ersehen kann:

„Du führst durch Dein Wort die Abende herbei, veränderst in Einsicht die Zeiten, wandelst die Stunden und ordnest die Sterne nach ihren Abteilungen am Himmel nach Deinem Willen. Du erschaffst Tag und Nacht, läßt das Licht weichen vor der Finsternis und die Finsternis vor dem Licht. Du führst den Tag hinweg und bringst die Nacht. Du unterscheidest zwischen Tag und Nacht. Herr der Heerscharen ist Dein Name, du lebendiger ewiger Gott“ – ein einzigartiges Ineinander von Theologie, Kosmologie und Anthropologie.

Der Jude wundert sich noch darüber, daß es Licht und Schatten gibt, und braucht nicht eine spirituelle Überhöhung, um die Wunderbarkeit dieser Ordnung zu begreifen. Die Anerkennung dieser Ordnung spricht sich auch in der eminenten Stellung des Neumondes im liturgischen Kalender der Juden aus. Unsere Kalenderreformer ahnen offensichtlich nicht, welche Verarmung unseres Zeitbewußtseins es mit sich bringen wird, wenn durch die Festlegung des Ostertermins der letzte Rest von einem lunaren (neben dem solaren) Zeitbewußtsein schwindet. Die Juden gehören nicht nur aus traditionellen Gründen zu den entschiedensten Gegnern dieses Reformplanes.

Dieses Jahr fiel Pessach auf einen Schabbat. Für die sich daraus ergebenden Kollisionen zwischen rituellen Vorschriften wurden besondere Belehrungen

⁴ A.a.O., 10.

erteilt, angesichts deren sich der Außenstehende natürlich fragt, ob im Beachten dieser minutiösen Anweisungen der Sinn, daß wir nach dem Willen des Schöpfers durch dieses Leben gehen sollen, nicht verloren wird, die Beachtung der Anweisungen vielmehr zum Selbstzweck wird und – ein uns nicht unbekannter Einwand – Kraft verschwendet wird, die anderwärts nützlicher eingesetzt werden könnte. Wenn ich in aller mir gebührenden Bescheidenheit versucht habe, mir die Bedeutung solcher Gebote begreiflich zu machen – schließlich hat die Heilige Familie sie beachtet –, so weiß ich sehr wohl, daß solche Reduktion die Gefahr der Entkonkretisierung in sich schließt. Immerhin glaube ich, daß, wenn ich die Unterscheidung zwischen gesäuertem und ungesäuertem Brot als Ernstnehmen der Schöpfungswirklichkeit, und sei es auch nur der Fermentation, interpretiere, die historischen und spirituellen Erklärungen nicht überspielt werden.

Die überwiegende Zahl der Juden weiß, daß es hier einen Gratweg zu wandeln gilt zwischen Beachtung des durch Bibel und Überlieferung Vorgeschriebenen und der dem modernen Menschen besonders beschränkten Durchdringung mit lebendigem Glauben. Entsprechend kann der nun einmal Außenstehende nichts anderes tun, als sich zwischen Wahrnehmung der Einzelheiten und Verständnis des Gemeinten der Hoffnung hinzugeben, daß das, was uns trennt, mehr an der Oberfläche liegt, und wir, je tiefer wir graben, um so näher dem kommen, was uns eint.

Am Anfang meiner Arbeit über den Mischnahtraktat Berakoth und das katholische Gebetsleben habe ich 1966 den folgenden Vergleich gezogen. In der Mischnah heißt es:

„Wer auf einem Esel reitet, steige ab, um das Tagesgebet zu sagen. Wenn er nicht absteigen kann, wende er sein Angesicht. Wenn er sein Angesicht nicht wenden kann, so richte er sein Sinnen auf das Haus des Allerheiligsten. Wer in einem Schiff oder auf einem Wagen sitzt, wende sein Sinnen auf das Haus des Allerheiligsten“,

und in den Bestimmungen über den durch die Kreuzwegsandacht zu gewinnenden Ablaß hieß es:

„Seefahrer, Gefangene, Kranke, in heidnischen Ländern Lebende und solche, die gesetzmäßig verhindert sind, die Andacht in der üblichen Form (d. h. unter Abschreiten der Stationen) zu vollziehen, sollen ein zu diesem Zwecke geweihtes Kreuz in der Hand haltend, mit reuevollem Herzen und andächtigem Sinn zwanzig Vaterunser, Ave Maria und Ehre sei dem Vater sagen. Kranke, die wegen ihres Zustandes die Andacht auch nicht in dieser Form vollziehen können, sollen andächtig und reuevoll ein zu diesem Zweck gesegnetes Kreuz küssen oder wenigstens ihre Augen auf es richten und wenn möglich ein kurzes Gebet im Andenken an den Tod des Herrn sagen.“

Stimmen die konkreten Details, die hier in Betracht gezogen werden, nicht so auffällig überein, daß es nicht bloßer religionspsychologischer Komparativismus ist, wenn wir wahrhaften Einklang feststellen. In der Kasuistik wird die ganze Schöpfungswirklichkeit wahrgenommen, eine ungebrochene Einheit vom elementarsten Physischen, ja Materiellen bis zum sublimsten Spirituellen, äußere und innere Wirklichkeit, Wirklichkeit an sich und Wirklichkeit für mich, eingebettet in die Anerkennung der Abhängigkeit von der Wirklichkeit der Schöpfung. Die

liturgischen oder rituellen Vorschriften selbst werden als Teil dieser Wirklichkeit aufgenommen. In der Ausrichtung auf Notsituationen können Fremdarbeiter, in Lagern Schmachkende, unheilbar Kranke, in Arbeitsprozesse, ja selbst in den modernen Verkehr Eingespannte Verständnis finden.

Ich habe mich seit 1944, als es noch nicht so leicht war wie heute, bemüht, auf Judenfeindliches in unserem liturgischen Bereich hinzuweisen. Meine Versuche, diese Hinweise positiv zu ergänzen durch die Betrachtung von uns mit den Juden verbindenden Glaubensbetätigungen, haben das bei Juden mir aus meinem Lebensverhältnis zu ihnen nur allzu begreifliche Mißtrauen nicht überwinden können. Im katholischen Bereich sind sie auf eine mich durch ihre Schärfe bestürzende Ablehnung gestoßen.⁵ Verbrüderung unter Liberalen ist natürlich leichter als unter Konservativen, auch das ist ein Teil Schöpfungswirklichkeit. Es war der Sinn meiner Ausführungen zu zeigen, daß sich heute leichter als in der verworrenen Ich-Du-Wirklichkeit, in dem Verhältnis zur Es-Wirklichkeit zwischen Juden und Christen Gemeinsamkeiten in der Einstellung zur Schöpfung aufweisen lassen, welche nicht unter geschichtlicher Belastung stehen. Der Unterschied, daß Christen Sündenfall und Erlösungsbedürftigkeit mehr betonen als die Juden, tritt dahinter zurück, daß Juden und Christen sich heute von der Umwelt darin unterscheiden, daß sie die Geschöpflichkeit der Welt anerkennen. Im Bereich der Es-Wirklichkeit sind die gegenwärtigen Belastungen für Gläubige im Judentum und im Christentum die gleichen. Sie schließen sie zu einer Gemeinschaft zusammen, die alle dogmatischen Differenzen übersteigt und aus der heraus wir es wagen können, miteinzustimmen in das jüdische Morgengebet: „Erhaben und geheiligt werde Sein großer Name in der Welt, die Er nach Seinem Willen erschaffen, und Sein Reich erstehe in unserem Leben und in unseren Tagen schnell und in naher Zeit. Sprechet: Amen!“

⁵ Vor allem meine Arbeit „Die katholische Liturgiereform und das Judentum“, Z. f. Religions- und Geistesgeschichte 24 (1972) 193–208.